

KATHARINA HARTWELL



DIE
SILBERMEEER
SAGA

Der König der Krähen

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Katharina Hartwell
Die Silbermeer-Saga
Der König der Krähen

KATHARINA HARTWELL

DIE
SILBERMEER
SAGA

DER KÖNIG DER KRÄHEN





ISBN 978-3-7432-0366-2

1. Auflage 2020

© 2020 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

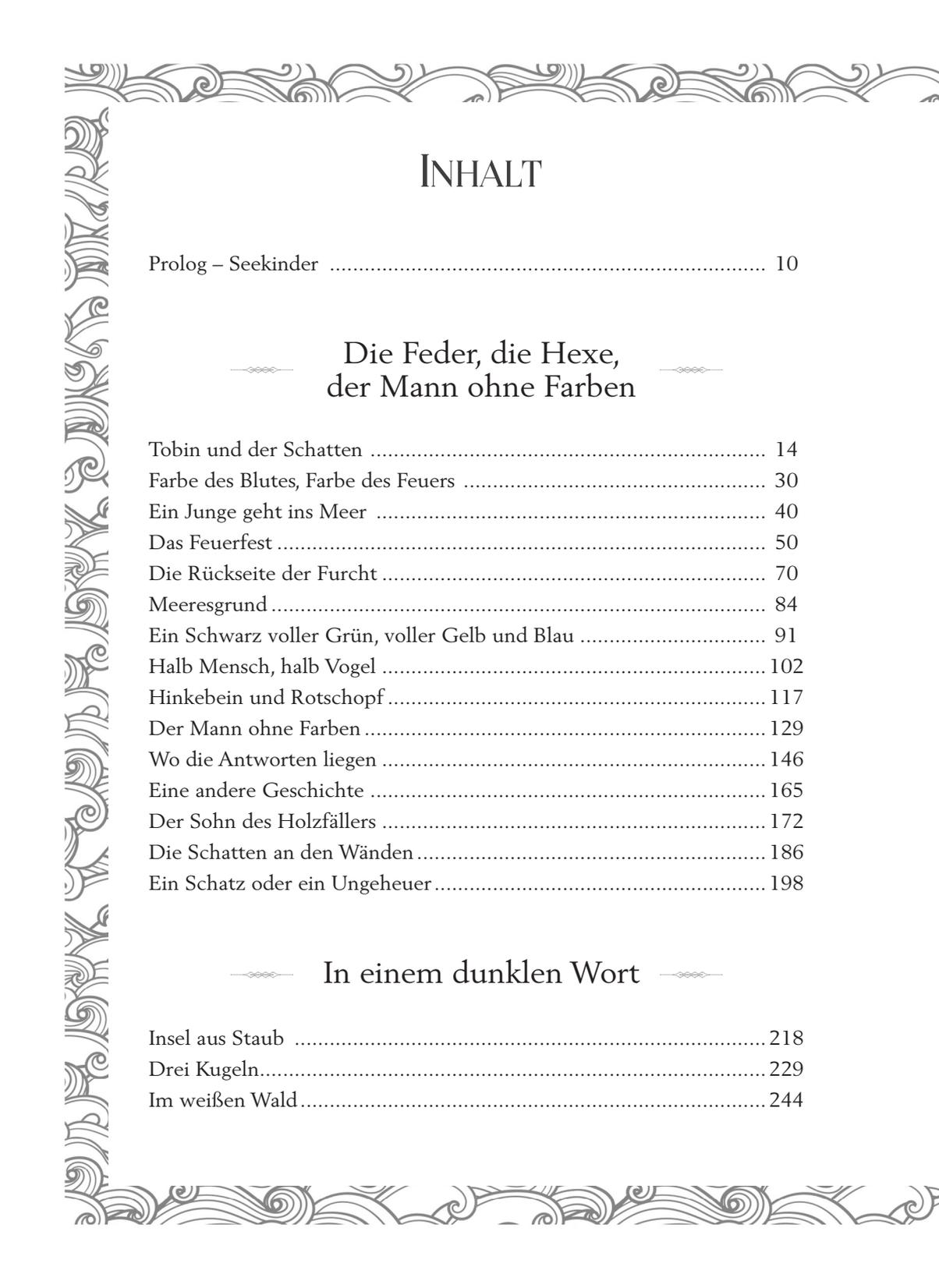
Umschlaggestaltung: Ramona Karl unter Verwendung
einer Illustration von Melanie Korte und likemuzzy/shutterstock.com

Vorsatz: Melanie Korte

Printed in the EU

www.loewe-verlag.de

Für alle, die losgehen



INHALT

Prolog – Seekinder	10
--------------------------	----

— — — — — Die Feder, die Hexe,
der Mann ohne Farben — — — — —

Tobin und der Schatten	14
Farbe des Blutes, Farbe des Feuers	30
Ein Junge geht ins Meer	40
Das Feuerfest	50
Die Rückseite der Furcht	70
Meeresgrund	84
Ein Schwarz voller Grün, voller Gelb und Blau	91
Halb Mensch, halb Vogel	102
Hinkebein und Rotschopf	117
Der Mann ohne Farben	129
Wo die Antworten liegen	146
Eine andere Geschichte	165
Der Sohn des Holzfällers	172
Die Schatten an den Wänden	186
Ein Schatz oder ein Ungeheuer	198

— — — — — In einem dunklen Wort — — — — —

Insel aus Staub	218
Drei Kugeln.....	229
Im weißen Wald.....	244



Der Vogel in den Knochen	262
Weißdorn und Bittersüßer Nachtschatten	274
Die Fischer von Halv.....	286
Von Kellern und Käfigen	304
Der Wortfänger	320
Die erste Flucht	325
Ogatje	335
Die zweite Flucht.....	345

— — — — — Makri — — — — —

Infried	366
Hagers Haus.....	380
Zähne gegen Steine	396
Der Aufstieg.....	412
Der Pfau schlägt ein Rad.....	431
Ein eigenes Gefieder	450
Der Handel	465
Vin-Lus Stolz	477
Der dunkle Spiegel.....	492
Hinter der Finsternis	508
Der Tropfen, der Sturm.....	516
Christabels Schwester	531
Das Wissen um ein Ding	543
Auf den Fersen	561
Schlechte Geschäfte.....	578
Der Vogel zeigt sein Gefieder.....	592



Diese Geschichte hat viele Anfänge.

Sie beginnt mit einer Karte, die nicht stillsteht, mit einem Schiff, das die See nicht berührt, und mit einer Rüstung aus Silberschuppen.

Sie beginnt mit zwei Puppen aus Holz, einer nachtschwarzen Feder und einem Vogel in den Knochen.

Sie beginnt mit zwei Hexen und einem Mann ohne Farben.

Sie beginnt mit einer Lüge.

Sie beginnt in dem grauen, dem blauen, dem silbernen, dem teerschwarten Meer.

Sie beginnt mit den Kaltwochen, mit den Fischern, die dem Meer nicht trauen, und den verschwundenen Kindern Colms.

Vor allem aber beginnt sie mit einem Mädchen.

Prolog Seekinder

Wie in jedem Jahr war der Winter gerade erst zur Erinnerung geworden und die Ankunft des Frühlings zur Gewissheit, als die Kaltwochen über Colm hereinbrachen. Es begann jene Zeit, in der sich die Angst wie dickflüssiger Schlick durch die Straßen des Fischerdorfes schob, über unebenes Pflaster und hart gefrorene Erde hinweg, vorbei am Haus des Apothekers, bis in die Mitte des Dorfplatzes, bis zum Glockenturm und weiter die Westgasse hinauf zum Friedhof und in die Kapelle der Heiligen Schwestern.

Obwohl die Tage länger wurden, breitete sich die Finsternis aus. Sie quoll auf in den Schatten hinter den Schuppen, in den staubigen Zimmerecken, unter Betten und im Inneren der Öfen, wann immer kein Feuer brannte, um sie zu vertreiben.

Der dritte Mond des Jahres kam und ging, und die Frauen malten die Türen der Häuser rot. Abends saßen sie zusammen mit den älteren Mädchen im Fischhaus, um kleine Puppen aus Holz zu schnitzen. Während sie schnitzten, flüsterten sie die Namen ihrer Söhne und Töchter, ihrer Schwestern und Brüder.

Manche von ihnen gingen vom Fischhaus gleich nach Hause und lagen lange wach oder träumten von den Seekindern der vorangegangenen Jahre, von Jonas und Klaas, von Friederike und Magnus und jenen anderen, an die sich die jüngeren Kinder nicht einmal mehr erinnern konnten. Manche von ihnen suchten noch die Kapelle auf, um vom kühlen Boden zu den steinernen Gesichtern der Heiligen Schwestern aufzusehen.

Die Fischer ließen sich in der Kapelle nur selten blicken. Für ihre Gebete gingen sie hinunter zum Strand. Dort knieten sie sich nieder, den Blick zunächst auf die See, beugten sich hinab, bis ihre Stirnen den feuchten Sand berührten, und murmelten die Namen ihrer Kinder über das Rauschen des Meeres hinweg.

Lasst uns Ilsa.

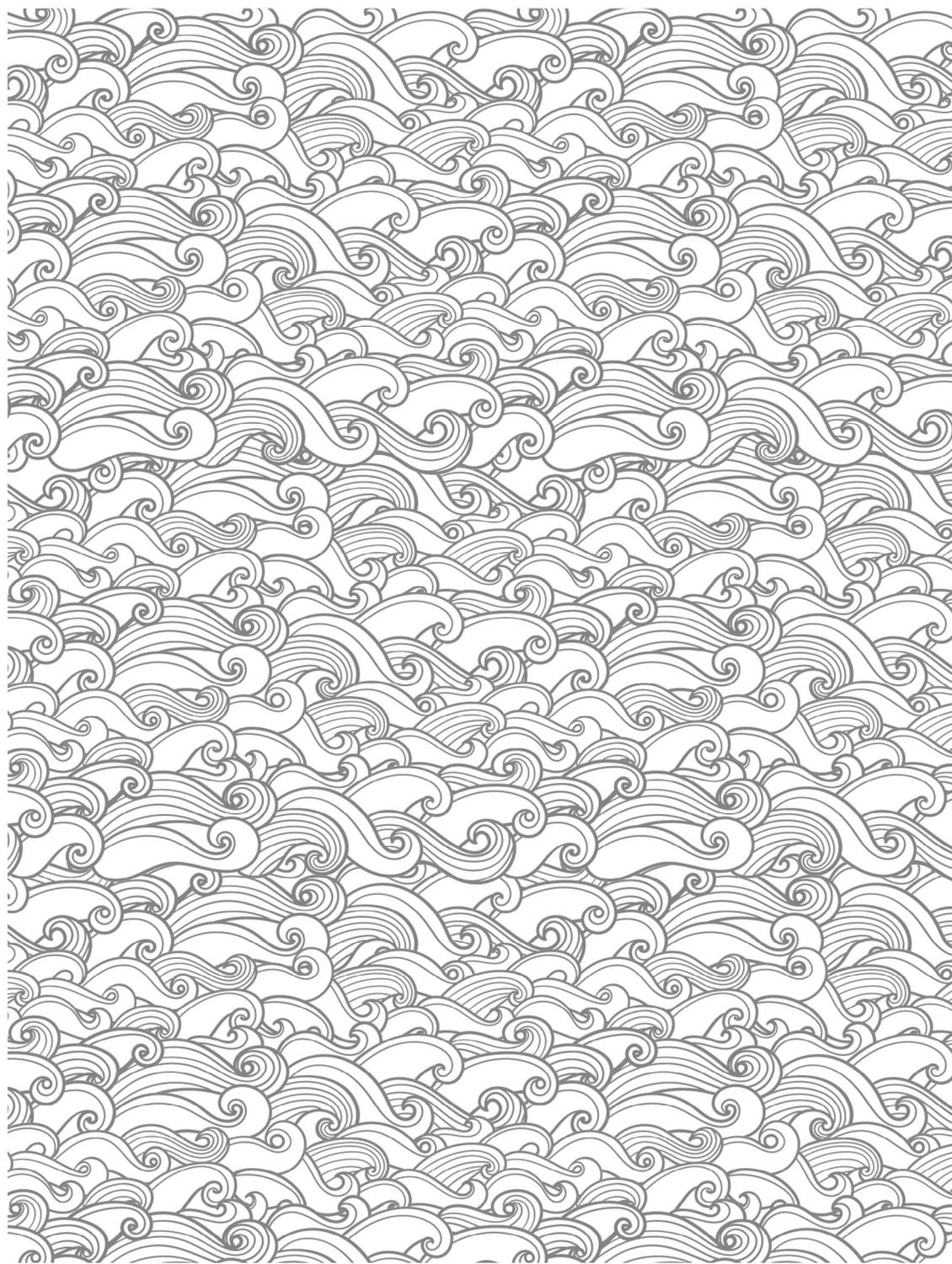
Lasst uns Hensy.

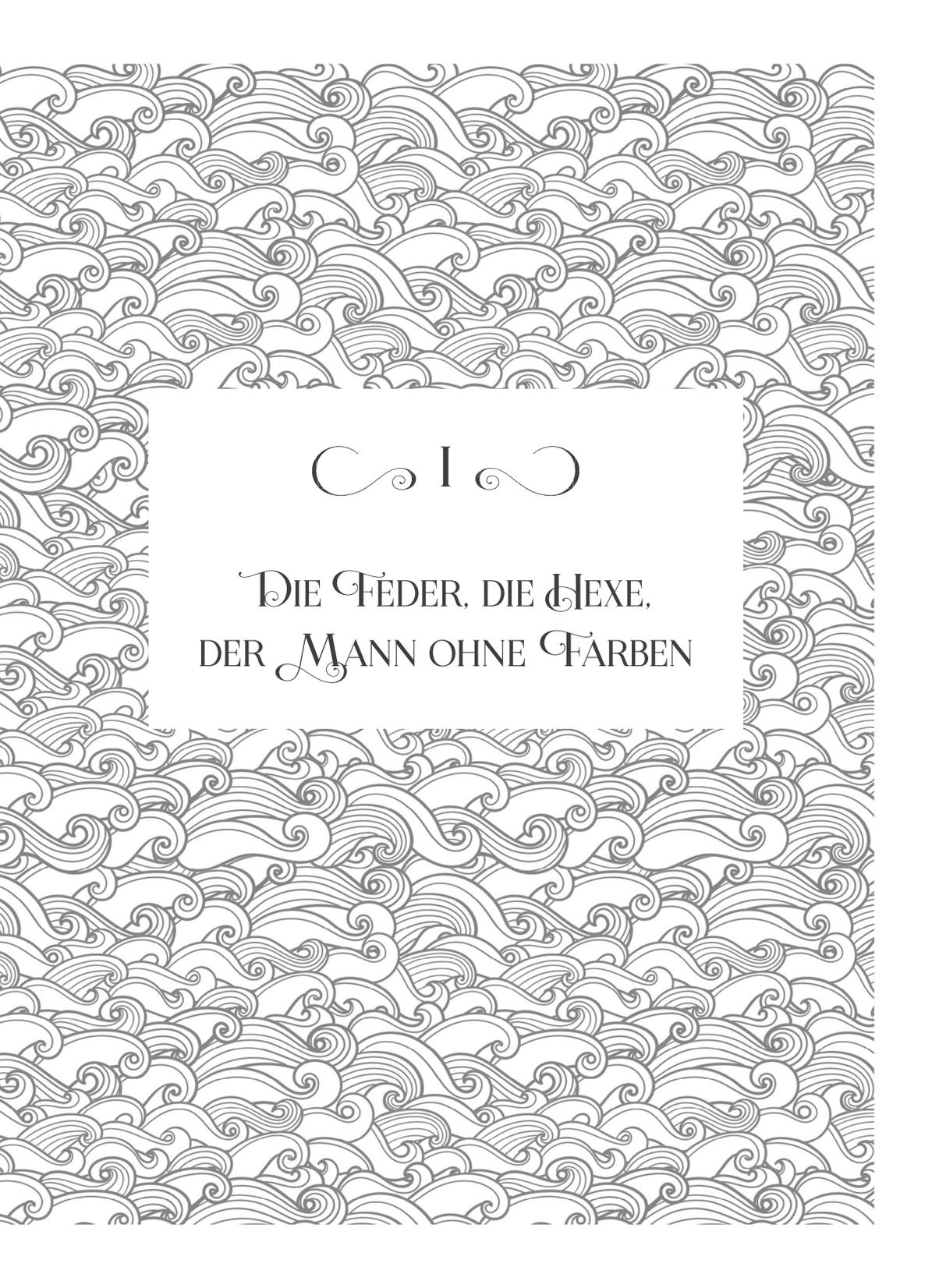
Lasst uns Jost.

Lasst uns Tobin.

Nachts, wenn längst niemand mehr auf den Straßen war, nicht oben bei der Kapelle, nicht unten am Hafen, ging noch immer ein Flüstern durch das Dorf und bis zum Strand, wo es sich vermengte mit dem Rauschen der Silbersee.

Doch wie in jedem Jahr würden die Gebete, die roten Türen, die Puppen aus Holz eines der Kinder nicht schützen können. Ein Kind, das in den kommenden Tagen zum Seekind werden und bald schon nicht mehr dem Land, dem Dorf und seinen Eltern gehören würde, sondern den Fluten, dem nassen Blau, dem kühlen Grau, der dumpfen Stille tiefer Wasser.





∞ I ∞

DIE FEDER, DIE HEXE,
DER MANN OHNE FARBEN



1 Tobin und der Schatten

Edda sah aus dem Fenster. Eine gute Stunde war verstrichen, seitdem sie Tobins blonden Haarschopf zum letzten Mal gesehen hatte. Draußen nahm das Licht bereits ab, wurde trist und grau. Noch waren die Tage kurz, und die Dämmerung schien bereits in den Mittagsstunden einzusetzen. Samuel, der Krüppel, humpelte an den Fenstern vorbei. Sein Atem stieg in weißen Gespinsten auf und geisterte noch einen Augenblick über den Dorfplatz, bevor er sich zersetzte. Auch im Fischhaus war es kalt. Freya hatte der alten Muriel verboten, ein Feuer zu entfachen, und die Frauen und Kinder ertrugen die klamme Kälte schweigend. Edda schloss die Augen. Der Geruch von nassem Haar und feuchter Wolle lag in der Luft. Etwa dreißig Frauen und Mädchen und eine Handvoll Jungen hatten sich in dem Saal versammelt. Sie alle trugen den Winter noch in den Knochen und mit ihm den Hunger, die Kälte, die Müdigkeit. Wohl keiner von ihnen fühlte sich bereit für den Sommer und die harte Arbeit, die dieser mit sich bringen würde.

Wieder irrte Eddas Blick hinüber zu den Fenstern. Wo steckte Tobin? Sie hatte ihn ermahnt, dass er in Sichtweite bleiben sollte. Sie konnte

nur hoffen, dass die anderen Jungen ihn nicht dazu gebracht hatten, mit ihnen zum Friedhof zu laufen. Während der Kaltwochen ließ Edda ihren Bruder nur ungern aus den Augen, nahm ihn sogar an die Hand, wenn sie morgens zum Fischhaus und abends wieder nach Hause liefen. Sie unterdrückte ein Seufzen, zwang sich, weiter Freya zuzuhören, dem endlosen Fluss an Anweisungen und Ermahnungen, lediglich unterbrochen von gelegentlichem Husten und Ächzen. Die Bänke waren hart und viele unter den Frauen zu alt, um stundenlang still zu sitzen und Freyas ausufernder Rede zu lauschen.

Teofin, der dicht neben Edda auf der Bank saß, gähnte verhalten.

»... ist es dieses Jahr besonders wichtig, dass die Mädchen darauf achten, die Bottiche anschließend ordentlich zu säubern«, sagte Freya und sah sich um. Suchte und fand Edda. Das Grau ihrer Augen war unheil kündend wie der wolkenverhangene Himmel an einem stürmischen Tag – auch und vor allem, wenn sie Edda ansah. Und die Grün- de, aus denen sie Edda mit einem Gewitterblick bedachte, waren so zahlreich wie die Fische im Meer – weil sie den Boden nicht gründlich genug geschrubbt oder den Brei nicht lange genug gestampft hatte, weil sie zu spät gekommen oder zu früh gegangen war, weil sie Teofin abgelenkt oder zu viel Zeit damit verbracht hatte, nach Tobin zu sehen.

Beiläufig und so, als wisse sie selbst noch nicht, wohin ihre Füße sie tragen würden, schlenderte Freya durch den Saal und blieb vor Edda und Teofin stehen. Seitdem sie im Vorjahr eine einzelne Schuppe in Eddas Brei gefunden hatte, verstrich kaum ein Tag, an dem sie Edda nicht daran erinnerte, wie wichtig es war, sorgfältig zu arbeiten.

»Wir alle wissen, was geschieht, wenn die Schuppen nicht gründlich zerstampft werden, nicht?«, fragte sie.

Edda hielt den Kopf gesenkt. Angestrengt musterte sie den schmutzigen Saum von Freyas Leinenrock. Versuchte, zuzuhören und nicht an Tobin zu denken. Aber es geschah wie von selbst, dass ihre Augen wieder zu den Fenstern wanderten. Freyas Hand schnellte vor, packte Edas Kinn und drehte ihren Kopf.

»Was passiert dann, Edda?«

»Schon eine einzige Schuppe kann den ganzen Brei verunreinigen«, antwortete Edda in dem leiernd gehorsamen Ton, den sie sich für diese Art Antworten angewöhnt hatte.

»Und dann?«

»Verunreinigtes Colmin können wir nicht verkaufen.«

Beinahe widerstrebend gab Freya Eddas Kinn frei und setzte ihre Runde durch den Saal fort. Während sie langsam die Bankreihen ablief, musste jede Frau und jedes Mädchen jenen Moment genau spüren können, in dem Freyas Gewitteraugen über sie hinwegwanderten. Vor ihrer eigenen Tochter, Ilsa, blieb Freya stehen.

»Die Pausen sind kurze Unterbrechungen«, erklärte Freya Ilsa. »Keiner hier hat Zeit, den halben Tag auf den Bänken herumzuliegen und von Centria zu träumen.«

Sie sah sich unschlüssig um. Wenn das Jahr voranschritt, die Müdigkeit zunahm und sich die Fehler häuften, mussten die Frauen oft bis spät in den Abend im Fischhaus bleiben und mit gesenktem Kopf Freyas Vorhaltungen lauschen. Aber das Frühjahr stand noch bevor, und noch hatte niemand einen Fehler gemacht. Lass uns gehen, betete Edda stumm, wie so oft unsicher, an wen sie ihr Gebet richtete, an Agatha und Lor oder schlicht an alle, die bereit waren, ihr zuzuhören.

Schließlich nickte Freya ergeben. Selbst sie konnte nicht ewig reden, wenn es nicht das Geringste zu sagen gab.

»Geht nach Hause. Ruht euch aus. In den nächsten Wochen werdet ihr genug Zeit hier verbringen.«

Edda presste die Rückseiten ihrer Beine weiter gegen das raue Holz der Bank, um nicht aufzuspringen und aus dem Raum zu rennen. Fiel Freya erst auf, dass Edda es eilig hatte, würde sie sicher einen Grund finden, sie zurückzurufen. Also ließ Edda erst Ilsa und Keva, Sige und Agnes, Roven, Jost und die anderen aufstehen, bevor sie selbst scheinbar gemächlich aus dem Saal schlenderte. Erst draußen im Flur wurden ihre Schritte schneller.

Drei Stunden waren verstrichen, seitdem Tobin gemeinsam mit den anderen Jungen das Fischhaus verlassen hatte.

Keine Spur von ihrem Bruder. Zumindest nicht auf den ersten Blick. War er etwa allein nach Hause gelaufen? Oder doch zum Friedhof gegangen, obwohl sie es ihm verboten hatte? Sie wollte gerade noch einmal ins Fischhaus laufen, um Teofin zu fragen, ob er sie zur Kapelle begleiten würde, als sie die Jungen bemerkte. Sie standen halb verborgen hinter den Goldenen Fischen, standen im Kreis, so als würden sie jemanden umringen.

Edda rannte los.

Der lange Ulf sah sie kommen und stieß einen Warnruf aus. Zwei der Jungen fuhren herum, stolperten zur Seite und gaben den Blick auf Tobin frei. Er stand in ihrer Mitte, einen halben Kopf kleiner als der Kleinste von ihnen. Noch im Laufen sah Edda die klaffende Wunde auf seiner Stirn, einen Streifen verschmierten Blutes, der sich von seinem Haaransatz bis zur Augenbraue zog. Die Jungen stoben auseinander, genau wie die Möwen, die sich keifend und mit raschem Flügelschlag von den Goldenen Fischen und in den Abendhimmel erhoben. Ob-

wohl die Jungen sich kaum voneinander unterschieden – die gleichen Leinenhosen und Drachenrochenjacken, die gleichen schlickbraunen Haare und verschlagenen Augen –, war Edda sicher, mindestens zwei von ihnen erkannt zu haben: Hensy Moot, den seine abstehenden Ohren und seine sonderbar schlenkernde Art zu laufen verrieten. Und Hans Piel. Natürlich Hans. Er war nie weit, wenn irgendwo ein Kind unglücklich gestürzt war, sich einen Finger eingeklemmt oder die Hand verbrannt hatte.

Genau wie die anderen war auch Hans losgelaufen, doch schon nach wenigen Schritten blieb er stehen. Drehte sich zu Edda um. Spitzte die Lippen. Etwas Kaltes, Klebriges traf Eddas Wange, und Hans schoss davon, noch bevor Edda ganz begriffen hatte, was geschehen war. Unsicher tastete sie nach ihrer Wange. Spucke. Hans Piel hatte sie angespuckt. Hatte Tobin es gesehen? Sie wischte die Spucke mit ihrem Jackenärmel fort, bevor sie sich zu Tobin umdrehte. Er stand reglos neben den Goldenen Fischen. Mit zwei schnellen Schritten war sie bei ihm und kniete sich vor ihm auf das Pflaster. Es war noch nass vom Regen, der Tag und Nacht auf Colm hinabzugehen schien und nur an diesem Nachmittag einmal ausgesetzt hatte. Edda strich Tobin das Haar aus der Stirn, rieb mit ihrem Daumen behutsam das Blut fort. Die elenden Jungen. Dass sie noch weiter Angst und Schrecken verbreiten mussten. Als gäbe es in dieser Zeit des Jahres nicht schon genug. Gleichzeitig aber hatte Edda gewusst, dass sie sich nicht für immer damit zufriedengeben würden, Tobin mit Liedern, Reimen und Beschimpfungen zu verfolgen. Nur aus einem einzigen Grund hatten die sich so lange zurückgehalten: Sie fürchteten sich vor Edda. Selbst Hans Piel fürchtete sich vor ihr.

Vor einigen Jahren – Edda musste damals etwa so alt wie Tobin gewesen sein – hatten ein paar der Jungen sie hoch zum Friedhof gejagt. Hans

war unter ihnen gewesen und Hans' älterer Bruder Merek, der inzwischen als Fischer hinaus zur See fuhr und nichts mehr auf die Spiele der Kinder gab. Die Jungen hatten sich im Kreis um Edda aufgestellt, und der lange Ulf war vorgespungen, um ihr eine Haarsträhne auszureißen – Merek hatte seinem Bruder und den anderen Jungen erzählt, dass Eddas Haar nicht brennen würde, wenn man es aufs Feuer legte.

Aus rein kopfloser Angst hatte Edda Ulf einen Schlag verpasst, der ihn gegen die Steinmauer in seinem Rücken hatte stolpern lassen. Ulf, ein Tölpel und Tumbtaumler an seinen besten Tagen, war so unglücklich gegen den Stein geprallt, dass er sich seinen Arm gebrochen hatte.

Nach dem Vorfall hatten die Jungen Edda einige Wochen *Edda Knochenbrecher* genannt, und keiner von ihnen, nicht einmal Hans Piel, war ihr seitdem wieder zu nahe gekommen. Dabei hatten sie wenig Grund, Edda zu fürchten: Als die Fischersfrauen von Ulfs gebrochenem Arm erfahren hatten, war die Aufregung im Dorf groß gewesen. Wäre es nach Freya, Agnes, Roven und Sige gegangen, hätte man Tobin und Edda in einen Karren gepackt und irgendwo in der Nähe Maunlands ausgesetzt. Ruben, Eddas Ziehvater, hatte jeden Gefallen einfordern müssen, den ihm die anderen Fischer schuldeten, damit Edda und Tobin in Colm bleiben durften. Und Edda hatte Ruben versprechen müssen, dass es nie wieder zu einem ähnlichen Vorfall kommen würde. Wenn sie Hans oder einem der anderen Jungen über den Weg lief, vergrub sie die Hände in den Taschen, achtete darauf, die Jungen nicht zu berühren, nein, nicht einmal zu streifen. Es war immer nur eine Frage der Zeit gewesen, bis es einem von ihnen auffallen würde.

Edda nahm ihren Daumen von Tobins Stirn. »Was ist passiert? Was haben sie gemacht?«

»Einen Stein geworfen«, murmelte Tobin.

»Wer? Hensy Moot? Hans?«

Aber Tobin sah nicht Edda an; sein Blick ging starr an ihr vorbei. Er hatte die Unterlippe eingesogen, wie um sich für einen weiteren Angriff zu wappnen, und nun hörte auch Edda die sich eilig nähernden Schritte in ihrem Rücken, das Klappern hölzerner Sohlen auf dem Pflaster und Freyas Stimme.

»Was ist das für ein Geschrei? Seid ihr Möwen oder Kinder?«

Edda sprang auf. Sie zog Tobin zu sich heran und kreuzte schützend die Arme vor seiner Brust. Freya hatte sie beinahe erreicht. Am Fischhaus stand noch eine kleine Gruppe von Frauen, Roven, Sige und Hans' Mutter Agnes. Die Frauen machten keinen Hehl aus ihrer Neugier, glotzten unverholen, während Freya die Hände in die Hüften stemmte. Von Teofin war nichts zu sehen, dabei war Edda sicher, dass er das Fischhaus in der Zwischenzeit verlassen haben musste.

»Gibt es auch einen Grund für das Gezeter?«, fragte Freya.

»Einer der Jungen hat einen Stein nach Tobin geworfen«, brachte Edda hervor.

»Warst du dabei? Hast du es selbst gesehen?«

»Nein, aber ich habe sie weglaufen sehen. Und Tobin blutet. Er hat gesagt –«

»Das möchte ich selbst hören, was er sagt.« Freya beugte sich zu Tobin hinab. »Stimmt das? Haben die Jungen einen Stein nach dir geworfen?«

Obwohl Tobin wusste, dass es nicht die Antwort war, die Freya verlangte, nickte er. Eddas Arme schlangen sich eine Spur fester um ihn. Freya richtete sich auf und strich sich über ihren Rock, als sei der Stoff schmutzig geworden.

»Na, sie hatten sicher guten Grund«, stellte sie fest und lief achselzuckend zurück zu den anderen.

Edda fröstelte. Für kurze Zeit hatte sie die Kälte nicht spüren können. Während sie über den Platz gerannt war, während sie Hans Piels Spucke von ihrer Wange und das Blut von Tobins Stirn gewischt hatte. Nun aber zitterte sie in ihrem regennassen Rock und ihrer dünnen Drachenrochenjacke. Die Kälte war nicht bloß in der Luft, nicht bloß im Wind, der den Metallgeruch der Silbersee bis mitten ins Dorf brachte. Die Kälte war auch in Edda selbst, während sie zusah, wie Freya sich bei Agnes unterhakte und zusammen mit ihr davonschlenderte.

»Lass uns nach Hause gehen«, sagte sie zu Tobin. Doch statt sich von der Stelle zu rühren, stand sie weiter still, und der Seewind ging ihr durch Haar und Kleider.

Obwohl Eddas Ziehvater Ruben einer der einflussreichsten Fischer Colms war, lebte er nicht im Herzen des Fischerdorfes, sondern an dessen östlichem Rand, nur wenige Schritte vom Hafen entfernt. Ilsa hatte es sich nicht nehmen lassen, Edda zu erzählen, dass bereits ein Haus am Dorfplatz für ihn vorgesehen gewesen war – ein Haus, das er hatte aufgeben müssen, als er Tobin und Edda bei sich aufnahm. War es ihrem Ziehvater schwergefallen, auf das Haus zu verzichten? Wann immer Edda ihn danach fragte, stritt er es ab. »Ich störe mich nicht dran. Mein Weg zum Hafen ist der kürzeste«, behauptete er.

Auch Edda war es recht so, denn am Ende der Hafengasse lebten sie in größtmöglicher Entfernung zu Hans, Freya und Ilsa. Einzig in der Zeit der Kaltwochen fluchte sie auf die Entfernung zum Fischhaus.

Je weiter man sich vom Dorfkern, dem großen Platz vor dem Fischhaus, entfernte, umso bescheidener gerieten die Behausungen, in wel-

chen die weniger angesehenen Fischer und ihre Familien lebten. Als Edda und Tobin von der Ost- in die Hafengasse bogen, war nicht einmal mehr der Boden unter ihren Füßen gepflastert. Im Frühjahr und im Herbst kam es vor, dass sie mit ihren Stiefeln in der aufgeweichten Erde stecken blieben, noch aber lag eine dünne Eisschicht über dem Schlamm. Behutsam setzten sie einen Fuß vor den anderen, um nicht ins Rutschen zu geraten.

»Tobin, wenn du das nächste Mal allein bist und Hans und die anderen Jungen siehst, dann musst du rennen«, ermahnte Edda ihren Bruder.

Tobin nickte, ohne sie anzusehen. Wie oft sie diese Unterhaltung bereits geführt hatten, und doch dauerte es nie lange, bis Tobin den Jungen wieder in die Fänge ging. Wenn er wenigstens größer wäre, breitschultrig wie Hans Piel oder hoch aufgeschossen wie der lange Ulf. Aber natürlich wusste Edda, dass die Jungen Tobin auch dann nicht in Ruhe lassen würden, wenn er doppelt so groß wäre wie Ulf.

Den Rest des Heimwegs über versuchte sie, aus ihm herauszubekommen, welcher der Jungen den Stein geworfen hatte und wie genau es zu dem Angriff gekommen war. Tobin aber war schweigsam und in sich gekehrt, und als sie das Ende der Hafengasse erreichten, war Edda so schlau wie zuvor.

Sie erreichten Rubens Haus, das zwar so klein und bescheiden wie die anderen in der Straße war, dabei aber sorgfältiger gezimmert und besser instand gehalten. Als Edda sah, dass Licht in den Fenstern der Wohnstube brannte, sank ihr das Herz. Die Fischer waren erst gegen Mittag aufgebrochen, und sie hatte gehofft, dass Ruben noch auf See sein würde. Dann hätte sie Tobins Wunde versorgen können, ohne dass ihr Ziehvater je davon hätte erfahren müssen.

»Lass mich mit ihm sprechen«, sagte sie zu ihrem Bruder, bevor sie die Haustür öffnete.

Ruben saß am Esstisch, über eines seiner Netze gebeugt. Als Edda und Tobin eintraten, hob er den Kopf, und beim Anblick der Wunde auf Tobins Stirn presste er die Kiefer fest aufeinander.

»Wie ist es dazu gekommen?«

Tobin zog die Schultern zusammen und blickte zu Boden.

»Er hat draußen vor dem Fischhaus auf mich gewartet«, sagte Edda. »Die Jungen haben einen Stein nach ihm geworfen. Sie sind weggelau-
fen, als sie mich kommen sahen.«

Ich bin keinem von ihnen zu nahe gekommen. Die Worte hingen unaus-
gesprochen im Raum.

Rubens Knie gaben ein unheilvolles Knacken von sich, als er sich erhob. Edda konnte sich nicht erinnern, je erlebt zu haben, dass ihr Ziehvater sich bewegte, ohne dass zumindest eines seiner Gelenke auf-
begehrte. Jedes Aufstehen, jedes Hinsetzen, jedes Beugen und Aufrich-
ten war unweigerlich von einem Knacksen oder Knacken begleitet.

»Darum müssen wir uns kümmern«, sagte er und deutete auf Tobins
Stirn.

Tobin trottete zu einem der Stühle, Edda setzte sich neben ihn. Schweigend warteten sie, während Ruben im Haus verschwand und kurz darauf wiederkehrte, in der einen Hand eine Flasche Weißbrand und ein Leinentuch, in der anderen ein kleines Silberdöschen. Beim Anblick des Döschens sackte Tobin noch weiter in sich zusammen.

»Es nützt nichts, Junge, die Wunde ist tief«, sagte Ruben. »Sie wird nicht von allein heilen.« Er kniete sich vor Tobin auf die Dielen und stellte das Silberdöschen zunächst auf den Esstisch. Schnell schraubte er den Verschluss der Weißbrandflasche auf und tränkte die Spitze des

Leinentuchs. Er hatte große, grob wirkende Hände, doch während er Tobins Wunde mit dem weißbrandgetränkten Tuch abtupfte, war er sanft und geschickt, seine Fingerkuppen schienen Tobins Haut kaum zu berühren.

»Freya schickt die jüngeren Kinder nach draußen, während die Frauen und wir Älteren bis nach Einbruch der Dunkelheit bleiben müssen«, sagte Edda, ohne den Blick von Rubens Händen zu nehmen. »Und das, obwohl die Kaltwochen angebrochen sind. Es ist ihr gleich, dass Tobin und die anderen dort draußen allein herumlaufen. Sie hat Ilsa bei sich, also muss sie sich keine Sorgen machen.«

»Was soll ich tun, Edda?«, fragte Ruben müde, während er das Silberdöschen aufschraubte. »Mit wem soll ich sprechen? Mit Freya? Mit Bent? Glaubst du, die Jungen werden aufhören, Tobin aufzuziehen, wenn wir eine Vollversammlung einberufen?«

»Sie haben ihn nicht *aufgezogen*. Sie haben einen Stein nach ihm geworfen.«

Vorsichtig nahm Ruben mit dem Tuch etwas von der bläulich weißen Salbe aus der Silberdose auf. Erst vor wenigen Tagen hatte Edda die Dose vom Haus des Apothekers mit nach Hause gebracht. Teofins Eltern, Tomas und Pessa Bornholm, waren seit Jahren für die Herstellung der Colminsalben und Tinkturen verantwortlich. Ein Glück, denn die beiden verarbeiteten das Colmin denkbar gewissenhaft und sorgfältig, bemaßen und vermischten die Anteile an Colmin, Pflanzenfett und Wasseralgeln genau. Zu viel Colmin konnte mehr Schaden anrichten als Gutes tun. Doch selbst die am genauesten bemessene Salbe trug nun einmal jene Eigenschaften in sich, für welche Colmin unter den Kindern Colms berüchtigt war. Edda, die an den Bottichen nie achtsam genug war, wusste nur zu gut um den grellen Schmerz, den

schon wenige Colminspritzer auf der Haut verursachten. Während Ruben das Tuch näher an Tobins Gesicht zu bringen suchte, rutschte dieser immer weiter zurück, bis sich sein Hinterkopf gegen die Stuhllehne presste. Er zuckte, als das Tuch seine Haut berührte, und seine Augen tränkten. Auch Edda musste blinzeln, als ihr der stechende Colminge-
ruch in die Nase stieg, aber sie zwang sich, Tobin weiter zuversichtlich anzusehen.

Tobins Finger zuckten, und er presste die Lippen aufeinander, während die Salbe einzog und sich die Wunde langsam schloss. Keine Narbe blieb zurück, lediglich eine leichte Rötung, die wahrscheinlich schon am nächsten Tag verschwunden sein würde.

»Gleich ist es vorbei«, behauptete Ruben. Er sprach ruhig, beschwichtigend, aber Edda konnte die Anstrengung hören, die es ihn kostete, geduldig mit Tobin zu sein. Nicht zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass Ruben als Junge vermutlich mehr mit Ole oder Hans' Bruder Merek gemein gehabt hatte als mit Teofin oder Tobin.

Zum Abendbrot gab es Reisbrei. In dieser Zeit des Jahres gab es an beinahe jedem Abend Reisbrei. Weder Ruben noch Edda oder Tobin wussten dem kargen Garten Gemüse zu entlocken. Eddas Ernte hatte nur aus wenigen kümmerlichen Zwiebeln bestanden, und die hatten sie längst gegessen.

Nachdem Tobin zu Bett gegangen war, half Edda Ruben mit dem Abwasch. Als Ruben den Zuber mit Wasser auf die Ablage wuchtete, entfuhr ihm ein unterdrücktes Stöhnen. Edda warf ihm einen besorgten Blick zu. Die Kaltwochen setzten ihm zu wie allen anderen Fi-

schern auch. Er hatte ihr oft erzählt, dass die Kälte draußen auf See eine andere war als an Land, dass sie tiefer in die Knochen eindrang und auch dann nicht weichen wollte, wenn man in der warmen Wohnstube dicht vorm Feuer saß.

»Ich kann das allein machen«, sagte Edda, während sie die schmutzigen Schalen vom Esstisch zum Zuber trug.

Ruben schüttelte den Kopf, griff nach der Bürste und begann, die Schalen zu schrubben.

»Du hilfst ihm nicht, Edda«, sagte er und reichte ihr eine tropfend nasse Schale. »Heute hast du ihn geschützt, aber die Jungen werden es ihm bei der nächsten Gelegenheit heimzahlen.«

»Und was hätte ich stattdessen tun sollen? Zusehen, wie sie ihn mit Steinen bewerfen?«

Rubens Hände bewegten sich langsam durch das warme Wasser. »Sie haben Angst vor *dir*. Aber sie müssen Angst vor ihm haben.«

»Angst vor Tobin«, sagte sie leise. Die Jungen würden sich eher vor einer Strandmaus fürchten.

»Wenn er erst ein Fischer ist, wird er seine Tage allein dort draußen verbringen. Dort wirst du ihn nicht mehr schützen können.«

Sie schwieg, hatte sich ihren Bruder ja ohnehin nie als Fischer vorstellen können. Er fürchtete sich vor der See und den Kreaturen, die in ihr lebten, den Wassermännern und Drachenrochen und all den namenlosen Ungeheuern, von denen Ilsa ihm erzählt hatte. Er fürchtete sich vor der Weite des Himmels, der stets Stürme und schweren Regen in sich zu tragen schien, und er fürchtete sich vor den Umrissen Achums, der ersten Insel des Archipels, die an klaren Tagen sogar von der Küste aus zu sehen war. Warum konnte Edda nicht an seiner Stelle fahren? Sicher, genau wie Tobin, genau wie all die anderen Kinder

Colms hatte auch sie Angst vor dem Archipel, aber der Schrecken, die Furcht davor, dort draußen auf See zu sein, schien ihr leichter zu ertragen als die Ödnis, die reine Langeweile an den Bottichen, wo tagein, tagaus dieselben Handgriffe verrichtet wurden und Jahr um Jahr verstreichen konnte, ohne dass sich etwas im immer gleichen Ablauf der Tage änderte.

»Edda.« Erst als Ruben ihren Namen sagte, bemerkte sie, dass die nasse Schale in ihren Händen auf den Boden tropfte. Sacht nahm Ruben sie ihr aus der Hand. Aber er strich Edda nicht über den Kopf, so wie Teofins Mutter Pessa es manchmal tat, er legte ihr keine Hand auf die Schulter, er umarmte sie nicht.

»Es hat noch ein paar Jahre Zeit«, sagte er.

»Ja«, sagte Edda. »Ein paar Jahre.«

Als wüssten sie nicht beide, dass ein paar Jahre keinen Unterschied machen würden. Der Junge, der Eddas Bruder war, würde nie zu einem Fischer heranwachsen.

Eddas Schlaf war immer tief und traumlos gewesen, aber sie kannte die Geschichten, die man sich an den Bottichen hinterm Fischhaus erzählte. Während der Kaltwochen träumten die Frauen und Mädchen von Schatten, denen Klauen und Zähne wuchsen, von geschuppten Leibern, die sich in der Brandung wanden, von Wolken, die vom Himmel hinabstiegen und über das Pflaster krochen.

In der Nacht, nachdem sie Hans' Spucke von ihrer Wange gewischt und Tobin das Blut von der Stirn getupft hatte, träumte auch Edda.

Sie war zu Hause. Oder zumindest fast. Denn der Ort, an dem sie

sich wiederfand, war ihr vertraut und gleichzeitig fremd. Sie stand am oberen Ende der Treppe. Die Öllampen an den Wänden spendeten kaum Licht, und dort, wo sich die Türen zu den Schlafkammern hätten befinden sollen, sah sie weit geöffnete Fenster. Ein kalter Wind ging durch den Gang, erfasste Edda und ließ sie frösteln. Aber konnte man in einem Traum frieren? Sie rieb sich die Oberarme, sah den spinnwebartigen Gespinsten nach, die aus ihrem Mund und zur Decke aufstiegen. In der Dunkelheit des Traumes verschob sich etwas, sie ordnete sich neu an und gab Tobin frei. Tobin und einen Schatten, einen lang gezogenen Schemen, der hinter ihrem Bruder stand und die Arme um ihn gelegt hatte. Arme? Oder Schwingen? Von dem fedrig dunklen Haar bis zu den Umrissen war alles an der Gestalt ungefähr und nicht ganz richtig.

»Tobin? Hörst du mich?«, fragte Edda.

Tobin antwortete nicht, hing reglos in den Armen des Schattens.

»Tobin!« Edda lief los – wollte loslaufen, aber ihre Beine gehorchten nur widerstrebend, sie kam kaum von der Stelle. Auch der Schatten am anderen Ende des Flurs setzte sich in Bewegung, mühelos glitt er durch die Luft, zog Tobin mit sich, fort von Edda, dem nächstgelegenen Fenster entgegen. Die ganze Zeit über blieben Tobins Augen geschlossen, und lange bevor Edda die beiden hätte erreichen können, zog der Schatten ihren Bruder durch das Fenster und hinaus in die Nacht.

Der Traum gab Edda nur widerwillig frei. Zunächst noch reglos, lag sie im Bett. Erst als ihr die Kaltwochen wieder einfielen, der Stein, das Blut auf Tobins Stirn, streifte sie die Decke ab, sprang auf, lief aus dem Zimmer und in den Flur. Vor Tobins Tür hielt sie inne. Die Stirn gegen das Holz gepresst, suchte sie, sich zu beruhigen: Tobin war sicher auf